

19. August 2019

Prinzessinnengärten

Der Friedhof vor meiner Haustür verdient es, als ein Ort der Ruhe vor wildem Treiben geschützt zu werden. Zwar wird er gelegentlich als Übungsgelände für Crossräder oder als Trainingsplatz für Kampfhunde missbraucht, aber dann gibt es sofort Proteste der Friedhofsbesucher.

Die riesigen Friedhofsflächen in Berlin sind mittlerweile viel mehr als nur Ruhestätten für die Toten und exklusiver Besuchsort für die Trauernden. Sie sind Erholungsräume, in denen man spazieren geht, wo man seine Mittagspause zubringt oder mit Vokabelkärtchen in der Hand die nächste Englischprüfung vorbereitet.

Friedhöfe haben aber auch einen ganz wichtigen ökologischen Stellenwert für die Stadt. Gerade in Berlin, wo Friedhöfe keine Steinwüsten sind wie in vielen südlichen Ländern, sondern grüne Oasen mitten in der Stadtlandschaft, lohnt es, ihnen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn die Stadt sich im Sommer bereits unerträglich aufgeheizt hat, dann spendet das Friedhofsgrün noch immer angenehme Kühle.

Seit kurzem gibt es ein Projekt, das seine Verträglichkeit mit der Friedhofskultur austestet und das sind die „Prinzessinnengärten“. Die Friedhofsverwaltung war sich zwar erst nicht sicher, ob die Hochbeete mit Kräutern und Gemüse in unmittelbarer Nähe zu den Grabstellen nicht vielleicht doch Ablehnung auslösen würden, doch mittlerweile stößt das Projekt bei vielen Friedhofsbesuchern nicht nur auf Akzeptanz, sondern geradezu auf Begeisterung. Der Neue Sankt Jacobifriedhof an der Hermannstraße hat nicht den besten Ruf. Er liegt in einem Problemkiez und wurde zunehmend ein Rückzugsort für Dealer und Junkies. Ältere Friedhofsbesucher verabredeten sich, um nur noch gemeinsam zu den Gräbern der Angehörigen zu gehen, allein war es ihnen unheimlich geworden. Mit den „Prinzessinnengärten“ kommt nun wieder Leben auf den Friedhof. Ein kleines Café wurde eröffnet, überall sieht man junge Leute ackern. Sie sind freundlich und hilfsbereit, loben die Alten. Dass Lebensmittel nicht einfach so aus dem Supermarktregal kommen, sondern gehegt und gepflegt werden müssen, um zu gedeihen, wird hier für Mann und Frau anschaulich. Besonders aber für die Kinder der Umgebung, die mit Kindergärtnern und Lehrerinnen gern Ausflüge zum Gottesacker ganz in ihrer Nähe machen.

20. August 2019

Garnisonkirche

Zweimal lag ich falsch. Die Verhüllung des Reichstags im Sommer vor 24 Jahren empfand ich als Klamauk, für den man kein Geld ausgeben sollte. Am Ende stand ich vor dem Kunstwerk, mit Freunden, die extra aus Süddeutschland angereist waren und bestaunte das architektonische Mimikry.

Auch dem Wiederaufbau der Frauenkirche in Dresden stand ich erst skeptisch gegenüber. Ich fand die Ruine eindrucksvoller als es jede Predigt gegen den Krieg hätte sein können. Im Nachhinein wurde mir klar, für die Dresdener ging es bei der Frauenkirche eben nicht nur um die Erinnerung an die furchtbare Bombennacht im Februar 1945, für sie ist dieser wunderschöne Barockbau ein lebendiger Teil ihrer Stadtkultur.

Insofern bin ich zögerlich mit meinem Urteil über den geplanten Wiederaufbau der Garnisonkirche in Potsdam. Anders als damals bei der Diskussion im Reichstag gehen die meisten der ausgetauschten Argumente an meiner Realität vorbei.

Diejenigen, die den Aufbau ablehnen, weil der Bau der Garnisonkirche durch seine Geschichte viel zu belastet ist, überzeugen mich nicht. Denn es gibt angesichts unserer deutschen Geschichte kaum Bauten, an denen nicht auch schreckliche Erinnerungen kleben. Denen muss man sich stellen. Und damit argumentieren ja auch die Befürworter. Sie wollen die Garnisonkirche zu einem Zentrum des Dialogs gestalten. Doch auch ihnen kann ich mich nicht anschließen. Zumal die Initiative für den Aufbau dieser Kirche eher von Leuten ausging, die dem Preußentum ein Denkmal setzen wollten und nicht unbedingt der Friedensbewegung.

Ich denke, es bedarf des Wiederaufbaus dieser Kirche gar nicht, um dem Friedensdialog einen weiteren Ort zu verschaffen. Potsdam ist voller Kirchen, die hinreichend Potenzial haben, um einer engagierten Friedensarbeit Raum zu bieten und in denen auf angemessene Weise auch an die Geschichte der Garnisonkirche erinnert werden könnte.

Und im Gegensatz zu Dresden und der höchst emotionalen Bindung der Dresdener an ihre Frauenkirche, kann ich diese Leidenschaft für den Wiederaufbau der Garnisonkirche bei den Potsdamer BürgerInnen nicht einmal im Ansatz erkennen.

Aber wer weiß - vielleicht liege ich ja wieder mal falsch.

21. August 2019

Tränenpalast

Eine Schulklasse stürmt johlend in den Tränenpalast, offenbar noch nicht pflastermüde durch zu lange Erkundungstouren durch die Hauptstadt. Ein starker Kontrast zu meinem letzten Aufenthalt in diesem Gebäude. Der liegt weit zurück. Es war der 21. Januar 1981. Einen Rucksack auf den Schultern, den Koffer in der einen Hand, in der anderen einen Zettel, der mich zur „einmaligen Ausreise aus der DDR“ berechtigte.

Die Stimmung war angespannt. Alle hier hatten den Wunsch, die Pass- und Zollkontrolle schnell und komplikationslos zu passieren.

Ich stand bereits in der Abfertigungsschlange, da fiel mir plötzlich ein, dass ich vergessen hatte, die Metallmarke abzugeben, die mir nach der Musterung zugeteilt worden war. Ich bekam einen Schweißausbruch. Könnte im letzten Augenblick noch etwas dazwischenkommen, könnte meine Ausreise auf den letzten Metern gestoppt werden?

Missmutig forschend verglich der Grenzpolizist mein Gesicht mit dem Passfoto auf den Ausreisepapieren und winkte mich wortlos durch. Mir fiel ein Stein vom Herzen und doch blieb ich angespannt, bis der S-Bahnzug kurz hinter dem Charitégelände die Maueranlagen passiert hatte. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Freunde empfingen mich in Westberlin mit einer Party. Über den Senat wurde eine Umzugsfirma beauftragt. Ich bekam sogar die Utensilien meiner Studentenbude nachgeliefert. Das war damals vor 38 Jahren.

Jetzt - nach dem ersten Trara beim Eintritt war die Schulklasse deutlich ruhiger geworden. Sie sahen sich Vitrinen und Ausstellungsgegenstände an, blieben vor Videodokumenten zum Mauerbau und zur Flucht stehen, waren offensichtlich bewegt von den Schicksalen, denen sie hier begegneten.

Ich war an ein Praktikum im Asylantenheim erinnert. Auch dort habe ich Menschen kennengelernt, die Mauern, Berge, Meere überwunden hatten, um endlich frei zu sein. Auch sie haben mir von ihrem Glücksgefühl erzählt, als die letzte Grenze überwunden schien. Doch dann war da kein Willkommen, wie bei mir. Wer sich ein Gefühl der Mitmenschlichkeit bewahrt hat, für den wird der Tränenpalast ein Ort bleiben, an dem man feuchte Augen bekommt.

22. August 2019

Psychiatriemuseum

Wäre da nicht der Stacheldraht auf der hohen Backsteinmauer, man könnte den Bau auch für ein Kloster halten. Schon an der Eingangsschleuse kann man erkennen, dass es sich hier um einen besonderen Gebäudekomplex handelt.

Doch das Psychiatriemuseum auf dem Gelände vom Asklepius Fachklinikum Brandenburg ist ein ganz besonderer Bau mit einer einzigartigen Geschichte. Errichtet wurde er Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts mit durchaus reformerischen Zielen. Straftäter, bei denen aufgrund einer psychiatrischen Erkrankung Schuldunfähigkeit diagnostiziert wurde, sollten in dieser Einrichtung angemessen verwahrt werden.

Bei Fertigstellung des Baus war der erste Weltkrieg ausgebrochen und so nutzte ihn zunächst das Heer als Lazarett. Erst in den zwanziger Jahren diente der Komplex dann seiner ursprünglichen Bestimmung. In der Nazizeit wandelte sich diese Einstellung gegenüber psychisch kranken Menschen auf dramatische Weise. Man erklärte sie zur Belastung für die Volksgemeinschaft. Es gab Aufstellungen wie viel ein Kranker das Gemeinwesen kostet. Von dieser Propaganda war es dann nicht mehr weit zu der Forderung, sich dieser Ausgaben zu entledigen. Das sogenannte Euthanasieprogramm wurde ins Leben gerufen. Das Wort Euthanasie bedeutet guter Tod und sollte nahelegen, dass man Menschen, die nicht voll leistungsfähig sind, einen Gefallen tut, wenn man sie von ihrem unnützen Leben erlöst.

Erschreckend ist, auf welche Akzeptanz dieses Denken stieß. Es regte sich nur ganz wenig Widerstand gegen die Ausgrenzung von geistig behinderten und psychisch kranken Menschen. Mühelos fanden sich Ärzte und Schwestern, die zu willfährigen Helfern des Tötungsprogramms wurden. Dass anders als bei anderen Verbrechen der Nazizeit auch in der späteren DDR diese Delikte kaum verfolgt wurden, zeigt, die Propaganda der Nazis vom unwerten Leben hat Wurzeln gefasst. Ich bin mir nicht sicher, ob dieses Nützlichkeitsdenken wirklich ganz überwunden ist oder nur eine Schweigezeit hat.

23. August 2019

Seelower Höhen

Die Kirchtürme im flachen Oderbruch waren ideale Zielpunkte für die Artillerie, als die russischen Truppen vor der Oder standen und sich den Weg nach Berlin freikämpften. Die Ruinen stehen heute noch da, einige sind saniert. Oft ist nur ein Teil überdacht, die Freifläche dient im Sommer für Feste. Viele empfinden es als angemessen, dass die Spuren des Krieges nicht gänzlich beseitigt sind.

Die Erinnerung an diese letzte große Schlacht vor der endgültigen Niederlage der wahnwitzigen Idee vom Herrenvolk, dass die Weltherrschaft zu übernehmen verdient, soll bleiben. Geblieben sind auch die Soldatenfriedhöfe zwischen der Oder und Spree und erinnern weiter an das sinnlose Sterben in einem längst verlorenen Krieg. An den Geburtsjahren sieht man, dass vor allem blutjunge Burschen in den letzten Kriegstagen hingeschlachtet wurden. Ich frage mich, ob es nicht andere Wege gegeben hätte, um dieses mörderische Regime zum Einsturz zu bringen. Gab es nur die Panzer und Bombenflugzeuge, um den Krieg zu beenden? Zumal jeder Militäreinsatz des Westens seither damit gerechtfertigt wird, nur so dem Unrecht entgegenwirken zu können. Schaut man aber genau hin, so sieht man welche Einflussmöglichkeiten nicht genutzt wurden, aus Kostengründen, wegen der Verpflichtungen gegenüber Bündnispartnern. Wenn aus Ignoranz und Naivität in der Frühphase eines Konfliktes nicht gehandelt wird, erscheint der Krieg am Ende als eine Notwendigkeit.

Suchet den Frieden und jaget ihm nach. Das ist immer noch die Jahreslosung. Mich ermutigt sie dazu, statt nach immer mehr Aufrüstung zu schreien, endlich über Alternativen zur konventionellen Kriegsführung nachzudenken. Die Kosten für friedenserhaltende, dem Krieg vorbeugende Aktivitäten gehören für mich in den Wehretat.

In diesem Jahr feiert der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge seinen einhundertsten Geburtstag. Lange fand ich diese Institution keiner Beachtung wert. Inzwischen denke ich, dass die Erinnerung an die Opfer des Krieges sensibel machen kann – und stark, dem Frieden nachzujagen.

24. August 2019

Spionagemuseum

Judas war ein Verräter. Er spielte ein doppeltes Spiel. Wie ein Freund umarmte er Jesus und gab ihm einen Kuss zur Begrüßung, in Wahrheit war genau das für die römischen Soldaten ein Zeichen: Den müsst ihr verhaften! Für diesen Dienst bekam Judas 30 Silberstücke. Doch ob es wirklich das Geld war, das ihn zu dieser Tat drängte, darf man bezweifeln, vielleicht wollte er Jesus nur zum Widerstand gegen die Römer provozieren und ließ sich deshalb auf dieses riskante Unternehmen ein. Dafür spräche, dass Judas seinen Auftraggebern später das Geld vor die Füße warf, als die Aktion aus dem Ruder lief und Jesus am Kreuz landete.

Das Doppelspiel der Agenten ist eines der vielen Themen im Spionagemuseum am Potsdamer Platz. Die Ausstellung geht durch die Jahrhunderte und beginnt tatsächlich schon in biblischer Zeit. Da ist von zwölf Spionen zu lesen, die Mose ins Land Kanaan schickte, um Informationen über die Wirtschaft und das Militär auszukundschaften, und so die Besetzung durch die Israeliten vorzubereiten.

Nach Prostitution sei Spionage das zweitälteste Gewerbe der Welt, so kann man auf einer Schautafel lesen. In der Spionage wird gelogen und betrogen, es wird bestochen und erpresst, es wird Freundschaft vorgespielt und Liebe geheuchelt. Dabei nimmt die Arbeit der Staatssicherheit breiten Raum ein, doch in den anderen Räumen sieht man, die Methoden der übrigen Geheimdienste unterscheiden sich nicht. Die gleichen Utensilien, die gleichen Strategien. Der gute Zweck macht den Unterschied, so mag man einwenden. Doch daran zweifle ich. Die Effektivität ist oft wichtiger als die Moral, so zeigt sich, wenn die Archive der Geheimdienste nach Jahrzehnten geöffnet werden. Die Tendenz der Geheimdienste sich mit ihrem Know How der Kontrolle zu entziehen und ein Eigenleben zu entwickeln ist jedenfalls unverkennbar.

Wenn Lüge und Betrug, Heuchelei und Erpressung zum Handwerkszeug des Gewerbes gehören, so wie man es im Spionagemuseum gezeigt bekommt, dann schützen noch so edle Motive nicht davor, sich davon anstecken zu lassen. Mit schlimmen Folgen für alle Beteiligten: Judas jedenfalls ist an seinem Tun zerbrochen.